

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg über das Theater und andere Gegenstände der Unterhaltung

Oldenburg, 1.1835 - 3.1837

No. 49, 9. December 1837

urn:nbn:de:gbv:45:1-4392

Mittheilungen

aus

Oldenburg

über das Theater und andere Gegenstände der Unterhaltung.

Dritter Jahrgang.

N^o 49.

Sonnabend, den 9. December.

1837.

Die Hoffnung *).

Französisch von B. N. Meyer,

frei überfetzt von

H. Lambrecht.

Kennst, Mensch, Du das Höchste der göttlichen Guld,
Das aus Himmeln zur Erdenwelt flog?
Das das Dunkel durchdringt wie ein glänzender Stern,
Dich belobt und ermunthigt, und so oft und so gern
Im Leben Dich doch schon betrog.

Die Liebe? Du irrst Freund! die Liebe ist's nicht,
Die Dich führt zum erhabensten Glück.
Sie giebt ach, so leicht der Gewohnheit Raum,
Und verschwunden ist dann der glühende Traum
Und im Herzen bleibt Kälte zurück.

Ist ein Freund es, mit offenem Arm und Herz,
Ist Balsam er jeglicher Noth?
Ja wohl, er ist es, doch ach, es verfährt
Dem Tode doch Alles auf dieser Welt. —
Wir trauern, doch er bleibt todt.

Mit Thränen sehn wir, wie das Grab ihn umfängt,
Den Freund, den das Herz sich erkor.
Heut' zahlt das Volk dem Tode die Schuld,
Der König schon morgen, und seine Guld
Das Volk tieftrauernd verlor.

Vollkommen ist nichts, und nichts, ach, ich fühl's,
Uns für immer beglücken kann.
Doch ein Etwas hält stets unsern Glauben fest,
Es ist die Hoffnung, die nie uns verläßt,
Sie ist's, die uns führt himmelan.

*) Ein Bekannter ersuchte mich, ihn mit dem Inhalt des französischen Gedichts in der letzteren Nummer der Mittheilungen bekannt zu machen, weil er sehr neugierig sey, was dies eigentlich bedeute. Ich überfetzte es ihm. „Gar nicht übel!“ sagte er, „aber warum französisch?“
Herrn Meyer ersuche ich, mir zu verzeihen, daß ich consolateur mit „Hoffnung“ überfetzte, oder vielmehr in Hoffnung umwandelte.

Ueber ein Wort Goethe's

in

Eckermann's Gesprächen mit G.

In den Eckermann'schen »Unterhaltungen mit Goethe« ist Manches enthalten, was man auf den ersten Augenblick nicht darin findet, weil es zwischen den Zeilen steht. Diese Gespräche sind überhaupt gar nicht so unbefangen und planlos hinschlendernd, als sie aussehen, und Kenner, die mit der Geschichte der Goetheschen Productionen vertraut sind, dürften so ziemlich für jedes einzelne Gespräch auch die von der Außenwelt her an die stille Klausel des alten Dichterpatriarchen klopfenden und oft recht störsam pochenden Motive auffinden können. Ganz bezuglos hat der alte Herr, namentlich in seines getreuen Eckermann's Gegenwart, der ihn, wie er wohl wußte, bei lebendigem Leibe auf- und abschrieb, gewiß wenig gesprochen. Wie er zuletzt alles diktirte, so war auch sein Gespräch eben nur ein durch Gegen- (nicht Wider-) Rede hie und da unterbrochenes Diktiren, wodurch er sich nicht nur in behaglicher Ruhe dieses oder jenes Wortes, was er auf der Seele hatte, entlud (denn das thun wir Andern auch), sondern noch obenein gewiß war, es unter der Hand an den rechten Mann gebracht zu sehen.

So lesen wir denn im ersten Theile ein Gespräch zwischen Goethe, Riemer und Eckermann, wo dem letztern die Gelehrten »höchst seltsam vorkommen«, welche bei der Lektüre eines Dichters immer spüren und grübeln: woher er dies oder jenes genommen, und in dem Shakespear's Nachahmung Homerischer Stellen finden wollen. Auch Goethe findet dies höchst lächerlich, und sagt, daß er selbst z. B. alle die Poeten, aus denen er nach Byron's Ansicht viele Stellen seines Faust entnommen haben solle, größtentheils gar nicht einmal gelesen, geschweige denn an sie gedacht habe, als er den Faust geschrieben. Dann aber lenkt er doch ein, und findet ein solches Veruuzen und Entlehnen ganz in der Ordnung, »wenn es nur recht geschehe«.

»So«, sagt er, »benutzte Walter Scott eine Stelle meines Egmont und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. Lord Byron's verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht! Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war, und eben das sagte, was es sollte?«

So sprach Goethe und so durfte Er sprechen, aber auch nur Er. Keinesweges aber darf sich hinter diesem breiten Schild des alten Helden das servum pecus der Nachtreter und Nachtreter flüchten, die aus tausend gestohlenen Lappen sich ihren poetischen Bettlermantel zusammenschneiden. Wenn Er, in sicherer Ruhe, »ein besabter Monarch« — auf seinem Throne — sagen darf: »Was da ist, das ist mein! und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel«, so ist das nur die Höheit einer gewaltigen Geistesnatur, »die sich selbst ein Gesetz ist«; der es aber gewiß nicht beigegeben wäre, damit z. B. auch die vornehm frivole Spoliationsmanier zu rechtfertigen, mit der Franzosen, wie Alexander Dumas in seinem Napoleon ganze Stellen und nicht die schlechtesten, aus dem deutschen Schiller ihren Landsleuten für eigenes Fabrikat verkaufen. (Vergl. Schillers Räuber III. Akt. 2te Scene S. 124. 128 — 129 d. kl. Ausg. mit Dumas Napoleon U. III. S. 6. p. 90 — 91. der Dessauer Ausgabe). Und vollends die ganze Schaar der Uhländenden, und der Heinehenden und greimenden Poeten, wie trefflich käme denen eine solche Maxime zu Statten!

Aber an alle diese hat der alte Herr bei jenen Worten nicht von ferne gedacht. Wohl aber an manches Andere, was er eben nicht sagt. Goethe hat nämlich von dieser seiner Maxime mehr, als im Allgemeinen bekannt ist, in seinem Leben Gebrauch gemacht, und jener seltsame, ihm, wie er in Dichtung und Wahrheit anmerkt, vom Vater angeerbte Tic des Geheimnißvollen und Geheimnißliebenden hat es geschehen lassen, daß er fast nie bei solchen Gelegenheiten die Quelle angab, aus der er den frischen Trunk den Verehrern seiner Muse kredenzte. Es gehört freilich eine unendlich umfassendere Kenntniß der gesammten poetischen Literatur, als der Verfasser dieser Zeilen besitzt, dazu, um bei diesem oder jenem Gedichte auch nur auf die Vermuthung gerathen zu können, daß es eine aus fremdem Boden verpflanzte Blüthe sey, geschweige denn dem räthselvollen Merlin selbst in das Labyrinth seiner weltumfassenden Belesenheit nachzugehen. Hat doch von dieser letzteren erst neulich Barshagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten einige überraschende Proben gegeben. Aber dennoch ist bereits hie und da ein Anfang dazu gemacht worden. So wurde, um nur an ein uns zunächst Gegenwärtiges zu erinnern, in dem famosen »Müchlein von Goethe,

verfaßt von Mehreren«, einem Buche, das in der bösesten Absicht geschrieben, Hr. D. L. B. Wolff in Jena, dem neulich in einer Zeitschrift die Autorschaft vindicirt wurde, wo möglich desavouiren sollte, — in diesem »Müchlein« also wurde nachgewiesen, daß das Goethesche Gedicht: »Der Müllerin Verrath« fast wörtlich aus einem altfranzösischen Chanson übertragen sey. Zwar ist uns das Buch selbst nicht zur Hand, doch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir gesehen, das Behauptete damals bei genauer Vergleichung des französischen Originals mit der Goetheschen Dichtung bestätigt gefunden zu haben. Allein indem wir uns gegen die Zumuthung einer Uebereinstimmung mit der von jenem Anonymus hieran geknüpften Bemerkungen feierlich verwahren, halten wir es doch für ein interessantes und selbst in Goethes Sinne nicht zu verwerfendes Geschäft des Kritikers, in dieser Weise die merkwürdige Aeußerung des Dichters, wie sie Eckermann mitgetheilt hat, durch Aufsuchung mehrerer Beispiele zu kommentiren. Und in diesem Sinne möchten wir denn auch den nachstehenden kleinen Beitrag aufgenommen wissen.

Wer kennt nicht Goethes »Nachtgesang«, dieses süßeste seelenvollste aller Liebeslieder, die je gedichtet sind, wo Inhalt und Form in vollendetster Durchdringung, wo alle Mittel des Reims, des Rhythmus, der Assonanz mit so tiefer Meisterschaft zum Ausdruck des Geistigen angewendet sind, daß in jedem Verse, ja in jedem Worte, in jedem Laute und Klange ein und dasselbe Gefühl weicher aufgelöster Sehnsucht erzittert und erklingt

Dieh, vom weichen Pfühle,
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlaf! was willst du mehr?
Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle.
Schlaf! was willst du mehr?

Doch der geneigte Leser mag sich das Lied selbst weiter lesen oder aus dem Gedächtnisse recitiren. In welcher Periode seines Lebens Goethe es gedichtet, darüber giebt er nirgends Aufschluß. Und doch hätte er ihn hier wohl geben mögen, hätte wohl gesehen dürfen, daß ihm Anlaß und Form, selbst in der engen Verschlingung des Gedichtes durch jene wiederholten Verse, und der zauberisch liebliche, einfach rührende Schluß jeder Strophe von außen her geboten sei. — In Rom war es, wo in der Stille liebeathmender, südllicher Nächte, jenes Volkslied an sein lauschendes Ohr schlug, das uns August Kopisch in seinen: Agrumi (Volksstümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Berlin 1837. S. 8 — 9) mitgetheilt:

Tu sei quel dolce fuoco
L'anima mia sei tu
E degli affetti miei . . .
Dormi! che vuoi di piu!
E degli affetti miei
Tien le chiave tu!

E di sto cuore hai ...
Dormi! che vuoi di piu?

E disto cuore hai
Tutte le parte tu!
E mi vedrai morire,
Dormi! che vuoi di piu?

E mi vedrai morire,
Se lo commandi tu! ...
Dormi, bel idol mio!
Dormi! che vuoi di piu?

Wenn nun aber bei einem solchen Funde Menzelsche Bornirtheit zu allerhand nichtigen Declamationen, oder hämischer Neid jenes Büchleinverfassers zu böswilliger Medisance Anlaß finden dürfte, so wollen wir uns billig lieber freuen, daß durch Anregung jenes italienischen Liedes die deutsche Lyrik ein deutsches Lied erhalten hat, das wie es zu den schönsten Goethes gehört, so selbst an Fülle des Wohllauts, nach unserm Gefühle wenigstens, mit jenen Lauten, die der Sprache des Wohllauts selbst angehören, siegreich wetteifert.

Zum Schluß siehe hier Kopisch's Uebersetzung des römischen Liedes:

Du bist das süße Feuer,
Bist meine Seele, Du!
Zu allen meinen Gefühlen
Schlaf süß! was willst Du hinzu?

Zu allen meinen Gefühlen
Hast alle Schlüssel Du!
Und hier von diesem Herzen ...
Schlaf süß! was willst Du hinzu?

Und hier von diesem Herzen
Hast jedes Theilchen Du!
Und wirst mich sterben sehen ...
Schlaf süß! was willst Du hinzu?

Und wirst mich sterben sehen,
Ja sterben! besiehst Du! ...
Schlaf sanft, geliebtes Leben!
Schlaf süß! was willst Du hinzu?

Dr. Ad. Stahr.

Herz und Geist.

Es giebt eine Herzseite und eine Geisseite des menschlichen Daseyns. Die letzte schillert, die erste wärmt; die letzte spielt, die erste macht Ernst. Mit Herz und Ernst muß das ganze Leben angegriffen und gestaltet werden: die Schule, der Beruf, der Ehestand, die Familienstellung und Wirkksamkeit.

Unsere Zeit will aus dem Dichten in's Dünne, aus dem Herzen in den Geist und gewinnt dadurch eine verdünnte Religion, verdünnte eheliche Liebe, verdünnte Berufsthatigkeit. Schillern soll Alles, nicht wärmen, dies ist

die Richtung des jungen Deutschlands, und dann können die Verdünnten das Dichte nicht wiederfinden.

Aus der Verdünnung folgt Haltungslosigkeit. Ineinandergehalten wird der Mensch nur auf doppelte Weise, durch eine äußere Schranke, oder durch sich selbst. Als jene erwiesen sich ehedem die Kirchenreligion, häusliche Zucht und Sitte, Beruf und Amt im Staat. Was giebt's, wenn diese fehlen, oder Jemand an den Schranken derselben sich abquält? Da muß der Mensch auf sich selbst stehen, und wie, wenn er es nicht kann?

Dem gewöhnlichen Hausverstande der Menschen, welcher durch äußere Schranken zusammengehalten und begrenzt wird, erscheint das Leben Deyer, welche keine eigene Ständigkeit haben und über jene Schranken hinauswollen, als Verflüchtigkeit, und ist auch diese, nämlich weggerückt vom notwendigen Standpunkte, den Jeder für einen bestimmten Kreis sich gewinnen und bewahren soll. Ungeachtet alles Geistes steht dann das Leben nicht und zerfließt oft sich selbst, in sich zusammensürzend.

Alles fragt nach Geist und wieder Geist. Schon die Schulbuben wissen davon zu weissagen, und die Mädchen am Stieckrahmen sprechen vom Geistsvollen und Geistslosen, was sie am Theetisch oder in der Predigt gehört. Das Geschlecht zerreibt sich in einer Geistsmühle.

Das Dichterleben.

Dichter müßten eigentlich am glücklichsten leben, nämlich in der besten Welt, der poetischen; aber sie sind entweder unskät und flüchtig wie Byron, oder gespannt versenkt in ihre Werkstatt wie Schiller, und nur Wenige werden wie Goethe Treffliches fördern mit geheimräthlicher Ruhe und Behaglichkeit.

Lückenbüller.

Seit längerer Zeit haben wir keinen bessern Lückenbüller gehabt, als den musikalischen in der Person des Musikdirectors Rösler, der, nachdem Herr Benzon sich ohne Abschied entfernt hat, dessen Geschäfte vortrefflich verwalter. Wenn er auch unser Lustspiel nicht singen lehrt, so weiß er doch mit guter Musik die breiten Zwischenacte auszufüllen. »Gute Reise Herr Benzon!« »Willkommen Herr Rösler!«

Montag, hört! hört! ist unsers Gerbers Benefiz.



Zu den neuesten Erscheinungen der Oldenburger Literatur gehört die actenmäßige Darlegung des Gesandtenmordes in Cutin, mit Fleiß und Geschick gesammelt von Professor Wibel daselbst. Wenn man dem Untersuchungsgerichte vielleicht nicht mit Unrecht vorwirft, daß es zu sehr die Rolle des öffentlichen Anklägers übernommen hat, so enthält dagegen das Urtheil der Göttinger Facultät in erster Instanz eigentlich nur die Defension. Wie Salomonisch, wenigstens wie Feuerbachisch, unser Oberappellationsgericht diesen für jeden Laien selbst interessanten Fall entschieden hat, davon wird Jeder sich durch die Lecture dieses interessanten Buches überzeugen können.

Was der Herr Professor César wohl für eine Parthei bei der Göttinger Professorencontroverse ergreift? Er ist hier, wo man unsere Lehrer fast immer nur zusammen in der größten Einigkeit und Herzlichkeit sieht, an solche Spaltungen nicht gewöhnt.

Ueber die Protestation einiger Göttinger Professoren gegen die Aufhebung des Hannoverschen Staatsgrundgesetzes, äußerte sich neulich ein Bürger in B.: Das is ziehpärbe. Das Lob in dem Munde eines Parisers, wenn es heißt: »C'est superbe« klingt doch besser.

Berichtigung.

Der Verfasser der Lückenblüser in № 48. der Mittheilungen hat wohl den Oldenb. Staatskalender nicht gelesen, sonst wüßte er, daß das Herzogthum Oldenburg 2113 Einwohner auf der Quadratmeile hat, wie daselbst S. 214 mit mehrerem Andern angeführt ist.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie, bei A. Vietje Wittve.

Cordes, Adv., n. Sohn, Dem. Cordes, v. Delmenhorst. Brune, Gutsbes., v. Leiden. Grauer, Part., v. Antwerpen. Amann, Adv., v. Zwischenahn. Rotermund, Kfm., v. Berlin. v. Düring-Detken, Fr. v. Düring-Detken, v. Düring-Detken, Forstleude, v. Lon. Schenk, Munder, Kfl., v. Hamburg. Schan, Kfm., v. Paris. Niekens, Kfm., v. Varel. Rausher, Gutsbes., v. Holsstein. Bar. v. d. Schaar, v. Amsterdam. Strodtz, Kirchspielsvogt, v. Westerstede. A. B. Mencke, Kfm., v. Varel. Pundack, Kfm., v. Bremen. Hammerschlag, Kfm., v. Hamburg. v. Gürtler, Part., v. Schwerin. v. Blum, Edg. Ass., v. Neuenburg.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Homonyme.

Hüpfende, hebende,
Jugendbelebende,
Lustig verschwebende
Löne der Lust
Spiel' ich, so sinnig
Wählend, so innig
Dir in die Brust.
Und mein Name macht die Kranken
Schier gesund, die Lahmen wanken,
Sich versuchend in die Höh'.
Alle Grillen flieh'n; die Stunden
Sind euch nie so schnell entschwinden,
Wie in meiner lustigen Näh'.
Auch als Vogel trag' ich dich im Kreise,
Nach des Namensvetters Weisheit,
Schneller, als das Roß, herum;
Aber in Europa nicht, im Süden
Lieb' ich's meine Eier auszubrüten,
Und das liebe Publikum
Rennt recht ungerecht mich dumm.
Siehst mit seinen Lilienhänden
Du dein Mädchen mich dir spenden —
Doch, was soll' ich Worte noch verschwenden?
Meines Wesens necklich lieben Sinn
Findet jede — Tänzerin.

Auflösung der Charade in № 48: Reifrod *).

*) In der Charade ist durch ein Versehen 3. 3. v. u. zwischen aber und noch das Wort lange ausgelassen.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 8. Dec. sind in der Oldenb. Gemeinde

1. copulirt: Carsten Lefebre und Johanne Sophie Margarethe Hüttemann; Heinrich Anton Schmidt und Catharine Devothoe Magnus.
2. getauft: Georg Carl Moritz Propping; Gerhard Denker; Johann Helms.
3. beerdigt: Johann Hinrich Würdemann, 4½ Jahr.

zum Erbprinzen, bei E. L. Schipper.

Reichsgraf C. Brintinck, Oberst in Königl. Engl. Diensten, v. London. Schmeding, Part., v. Münster. J. C. Birngraber, Kfm., v. Hamburg. Pundack, Kfm., v. Bremen. Müller, Deconom, v. Ostfriesland. Metzger, Doct. der Philosophie, v. Göttingen. Böhne, Kfm., v. Danabrück.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg

über das Theater und andere Gegenstände der Unterhaltung.

Dritter Jahrgang.

N^o 50.

Sonntag, den 16. December.

1837.

Ballade nach einem alten Liede.

Mit mir zu ziehen bringt Glück Dir und Heil,
Ein Theil hast vom Brode, vom Lager ein Theil;
Beim Klang der Trompeten marschiren bald wir,
D willst Du Feindliebden nicht ziehen mit mir?

Beim Klang der Trompeten ziehn Reiter in's Ort,
Ein Mütterchen wohnt mit dem Töchterlein dort:
Das Töchterlein drängt die Mutter hinaus:
Du sehest die Reiter, doch wie nun nach Haus?
Das Mütterchen wiedergehet mit dem Mädchen,
Da setzt sich das stumm an ihr schnurrendes Mädchen.

Und Abends, da nicht es nicht frühzeitig ein,
Und Morgens, da will sie die erste schon seyn;
Doch singt sie nicht frühlich durch Garten und Haus;
Sie schauet bis Mittag zum Fenster hinaus
Und hat keinen Hunger, verschmähet das Essen,
Ja! hat auch den Kaffee nach Mittag vergessen!

»Wie hängt Dir dein Köpfchen, Du wunderbar Kind?
»Was schreibst Du zusammen, weht draußen der Wind?
»Ist das nicht seit Gestern, mein Töchterchen? Ei!
»Die lustigen Reiter! daß wir sie auch trafen! —
»Komm, singe die Psalmen, dann wirst Du wohl schlafen!«

»Ach Mütterchen bitt' Dich und laß den Sang!
»Mir klingen die Ohren vom schmetternden Klang! —
»Trompeten und Pauken, der Hofs Gestamp!
»O Himmel, was gab' ich, könnt' ich in den Kampf
»Mit Reitern und ihm, der die muthigen Schaaren
»Geführt, als sie drüben am Thorwege waren!«

Das Mütterchen legt sich voll Kummer zur Ruh,
Sein Töchterchen thut gar kein Neugelein zu,
Und als nun die Mutter am Morgen erwacht:
Hat's Töchterchen auf und davon sich gemacht.
Sie ist mit den lustigen Reitern gezogen,
Hinaus auf des Lebens wild rauschende Bogen!

Hinaus auf die Heiden zur blutigen Schlacht,
Da haben den Tod in die Feinde gebracht.
Die Reiter, doch traf auch den Führer der Schaar
Die Kugel in's Herz, es zerraut sich das Haar
Sein Liebchen, will sterben vor Jammer und Weinen!
Ob's starb auch? — so fragt ihr. — Ich will es nicht meinen;
Es sind ja die Reiter nicht alle gelieben,
Der Tod ist so finster und Leben ist Lieben!

Dramaturgische Skizzen.

Von dem tiefsten Denker unsers und — vielleicht auch der vergangenen Jahrhunderte, wird erzählt, daß ihn die Kunst des Augenblicks in unterbrochener Folge beschäftigt, daß er, da er sie nur des Vergnügens wegen auf sich einwirken ließ, Vieles gebilligt, was er sonst gescholten haben würde, und daß er oft kein Ende gefunden, manche Freunde mit ihrer Rhadamanthischen Strenge und Ernsthaftigkeit auszulachen. Wie er, dem alles Wissen seine Schätze gollte, dem alle Abgründe des Gedankens ihre Tiefen erschlossen, alle Räthsel der Kunst ihre zauberischen Geheimnisse vertraut hatten, der das Schönste erkannt und geschaut, der für die Schönheit in der Kunst selbst den Maßstab des Gedankens gefunden hatte, dennoch in Concerten und Theatern, weit entfernt von grämlicher Unbefriedigtheit, als ein erstulicher Gefährte sich erwies, heiter, zum Beifall geneigt, immer laut und behaglich, scherzhaft, und wenn es galt, selbst mit dem Mittelmäßigen gern zufrieden*). — Und wir —!

Diese negative Richtung, dieses liebeleere Geiſt des Verneinens, ist ein wahrhafter Krebschaden unserer Zeit, der alle socialen Verhältnisse anzufressen droht. Demagogie in der Politik, bornirtes bochhaftes Raisonniren in der Literatur und Kunst, Herzlosigkeit im engeren socialen Lebensverkehre ziehen aus dieser Quelle ihre giftige Lebensnahrung. Und gerade die Mittelmäßigen und Flachen sind die Schlimmsten. Ist es Wahlverwandtschaft, die sie instinktmäßig immer nur in der Sonne die Flecken, bei der Schönheit die Sommersprossen, in den Productionen der Kunst und Literatur einzelne Mängel oder den Schein derselben wahrnehmen läßt? ich weiß es nicht. Aber so viel weiß ich, daß es immer zehn auf einen giebt, die durch ein rückhaltlos anerkenntendes Urtheil sich zu blamiren, und den Kredit ihrer eignen Einsicht nur dadurch vor dem Banquerott sichern

*) Man lese die treffliche Schilderung Hegel's in Potho's Vorstudien für Leben und Kunst. S. 383 — 399.